

Auf dem Laufsteg der Diskurse

Die „School of Criticism and Theory“ in Cornell versammelt Dozenten mit klingenden Namen und Studenten zu sommerlichen Disputationen über den neuesten Schick in den Geisteswissenschaften.

Theorie war das große Zauberwort der Geisteswissenschaften seit den siebziger Jahren. Einen Text gründlich lesen, eine Epoche im Detail studieren, das genügt den gestiegenen Ansprüchen an methodische Fundierung und kritische Reflexion nicht mehr. Theorien mussten her, sie kamen aus Frankreich, sie trugen die Namen von Claude Lévi-Strauss, Jacques Derrida, Michel Foucault und anderen, und in Amerika fielen sie schnell auf fruchtbaren Boden. Ebenso wie in Deutschland sind seitdem verschiedene Hitzewellen theoretischer Aufwallung über das Land und seine geisteswissenschaftlichen Fakultäten gegangen.

Längst aber hat ein engagierter Eklektizismus die monotone Hegemonie der Dekonstruktion, jener intellektuellen Prozedur à la Derrida, abgelöst, die jeden Text, jedes Dokument in seine zeichenhaften Spaltprodukte zerlegt. Mittlerweile ist „Theorie“ in ihrer weniger rigiden Form das selbstverständliche Organ der Kritik, so geläufig, dass auch ihr vielbeschwores Ende noch immer ihre Sprache spricht.

Jedes Jahr im Sommer versammelt die „School of Criticism and Theory“ eine Gruppe ausgewählter Studenten und junger Dozenten der geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächer aus vielen Ländern zu sechs Wochen intensiver Arbeit an der Theorie unter Anleitung eminenten Gelehrter. Die Sommerschule ist eine selbstverwaltete Einheit, die seit über zehn Jahren an der Cornell-Universität in Ithaca im grünen Hügelndes des nördlichen Staates New York ihre sommerliche Heimat hat, an einem Ivy-League-Campus, wie er im Buche steht, mit massiven Steingemäuern, weitläufigen Grünanlagen und einer Bibliothek, die sich mit den größten öffentlichen Bibliotheken Europas messen kann. Bis in das sechszwanzigste Jahr ihres Bestehens hat sie es geschafft, und angesichts des kurzatmiger werdenden akademischen Betriebs ist allein schon diese Konsistenz bemerkenswert.

In seinen Anfängen während der siebziger Jahre diente es zunächst als theoretischer Transmissionsriemen, dazu gedacht, den akademischen Nachwuchs der amerikanischen Provinz zwischen Iowa und South Carolina mit den neuesten Entwicklungen der intellektuellen Metropolen vertraut zu machen. Schnell jedoch wurde Yale zum Zentrum der literaturwissenschaftlichen Dekonstruktion in den Vereinigten Staaten, und auch kleinere Colleges nannten bald ein Department für avancierte Kulturwissenschaften ihr eigen. Schon lange versteht sich die „School of Criticism and Theory“ denn auch weniger als Umschlagplatz für die neueste Theorie-Kollektion aus Paris und mehr als ein Forum für Arbeit am Text und offenen Austausch. Die Liste der Dozenten, die hier in den vergangenen Jahren lehrten, liest sich wie das Line-up eines intellektuellen Rock-Festivals.

Allererste Sahn: Schiller, Schelling und Martin Heidegger

Die Literaturwissenschaftler Geoffrey Hartman und Stanley Fish, der Historiker Hayden White, die Gender-Theoretikerin Judith Butler: sie alle haben einst ihre Sommerferien für die „School of Criticism and Theory“ drangegeben. In diesem Jahr sind mit dem Philosophen und Hegel-Spezialisten Robert Pippin, dem weit über die Vereinigten Staaten hinaus angesehenen Germanisten David Wellbery, der Politologin Seyla Benhabib und anderen ebenfalls einschlägige Namen auf der Dozentenliste zu finden.

Während die eine Gruppe sich also mit Schelling, Hegel und Heidegger zu einer Theorie moderner Kunst aus dem deutschen Idealismus durchkämpft (David Wellbery und Robert Pippin), kümmert sich eine andere um Fragen von Ethik und Moral in der Arbeit der Anthropologie (Webb Keane). Ein Seminar zur politischen Philosophie von der Frühen Neuzeit in die Moderne, das einen Bogen spannt von Machiavelli bis Carl Schmitt (Victoria Kahn), ist ebenso im Angebot wie eines zum Ort der Kindheit im Diskurs von Subjektivität und Sexualität (Kathryn Bond Stockton). Zu den Seminaren kommt eine Fülle von Vorlesungen, Kolloquien und Diskussionen. Die Frische, mit der hier zu Werk gegangen wird, macht diesen Studiensus so besonders. Faszinierend ist es, wie Wellbery und Pippin ihr Seminar durch die Untiefen der deutschen Romantik, in die dünne Höhenluft von Hegels Idealismus und schließlich in die Abstraktion moderner Kunst führen, faszinierend auch, wie ihre Studenten sich den wirklich großen Texten aussetzen: Schiller, Schelling, Heidegger.

Einen deutschen Professor im Beamtenverhältnis, der sich in seiner Sommer-

pause freiwillig, mit Freude an der Sache (und selbstverständlich für ein angemessenes Honorar) zwei Tage in der Woche mit seinen Studenten über die Bücher beugt, wird man lange suchen müssen. In einem akademischen Umfeld, in welchem der Prozess der Verwandlung von Geist in eine Ware als abgeschlossen betrachtet werden kann, bietet die „School of Criticism and Theory“ Dozenten wie Studenten einzigartige Diskussionsbedingungen: Am Ende sind hier eben keine Thesenpapiere zu schreiben, keine Leistungspunkte zu ergattern und keine Karrierewege auszuloten. Es ist diese Gelöstheit vom akademischen Produktionsprozess, die Amanda Anderson, Professorin für Englische Literatur an der Johns-Hopkins-Universität und seit wenigen Jahren Direktorin der „School of Criticism and Theory“, als Erfolgsmerkmal des Programms sieht. Kein Aufwand wird gescheut, Studenten wie Dozenten bei Laune zu halten, und so endet der Unterrichtstag regelmäßig mit Wein und Buffet in den arkadischen Gärten der Universität.

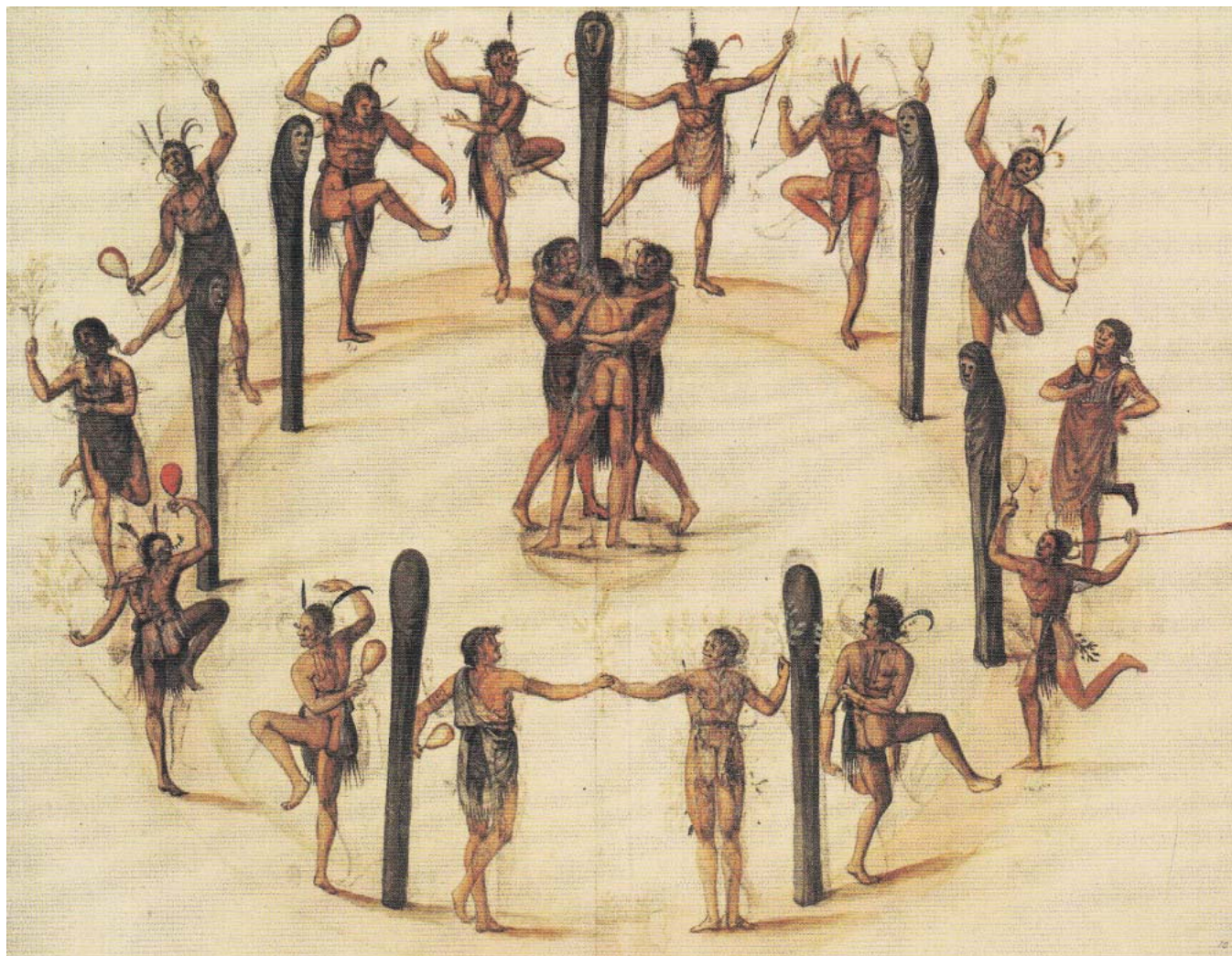
Dekonstruktion? Der Anthropologe Webb Keane, einer der diesjährigen Seminarleiter, lacht. „Die kann man doch heute in jedem Supermarkt kaufen!“ Die glanzvollen Franzosen der sechziger und siebziger Jahre haben, so scheint es, in den letzten anderthalb Jahrzehnten zunehmend rechtsrheinische Konkurrenz bekommen. Dabei springt der theoretische Zeitgeist entschlossen drei oder vier Generationen zurück: Zwar hallt das Echo der Frankfurter Schule nach wie vor in der amerikanischen akademischen Welt, und hüben wie drüben etabliert sich das Werk Walter Benjamins zunehmend als übergeordneter historischer Bezugspunkt eines Großprojekts namens Kulturwissenschaften, angetreten, die Grenzen der klassischen Disziplinen von Literatur und Geschichte zu überrennen.

Posthistorischen Schrott entsorgt Roberto Esposito

Ein gewisses Maß an institutionalisierter Gefährlichdenkerei mag man dabei nicht missen, und so spuken alle deutschen Geister der ersten Jahrhunderthälfte durch diese Szenerie: Carl Schmitt und Leo Strauss etwa, und immer wieder das Schwarzwald-Orakel Martin Heidegger. Von allzu gegenwärtigen Problemen und Theorien lässt man im Sommer des Jahres 2011 hingegen die Finger. Lediglich das von Foucault herrührende Schlagwort von der „Biopolitik“, jenes Zusammenhangs von Souveränität, Bevölkerungskontrolle und Prozessen der Subjektivierung in der Neuzeit, ist eines der heißeren Eisen, das man sich anzufassen erlaubt. Der eigens aus Alteuropa eingeflogene Fachmann, der italienische Philosoph Roberto Esposito, leitet aus der Kritik dieses Regimes kurzerhand das Ende aller hergebrachten Vorstellungen vom Dasein des Menschen als einer mit Rechten und Pflichten ausgestatteten Person ab. Der Begriff der Person, so die schlichte Logik des Italieners, sei historisch vorbelastet durch den zugrunde liegenden Ausschluss der Frauen, der Sklaven und aller anderen Nicht-Römer in der Antike. Folgt man Espositos brachialem Parforceritt durch zweieinhalbtausend Jahre Abendland, dann sind Begriff und Konzept der Person reif für den posthistorischen Schrotthaufen.

Über die Zukunft der Theorie geben sie hier nur ungenügende Prognosen ab. Allein Dominik LaCapra, vormaliger Direktor des Programms, mag ein paar Namen nennen. Giorgio Agamben, Biopolitiker Nummer eins aus Italien, den französischen Ex- (oder Noch-)Maoisten Alain Badiou, der neuerdings über den Apostel Paulus nachdenkt, und naturgemäß Slavoj Žižek, der Theorie als Performance-Kunst betreibt und damit immer wieder auch auf deutschen Geistesbühnen für Furore sorgt: Diese flüchtigen Helden der Theorie sieht LaCapra als die tonangebenden Figuren unserer Tage. Was in zehn, fünfzehn Jahren zu erwarten sei, das lasse sich hingegen nicht absehen. Das Erregungsniveau erhitzter Debatten über das Ende der Literatur, die Flüchtigkeit der Zeichen, das bevorstehende Ende des Humanismus und die Wiedergeburt eines marxistisch angehauchten Messianismus hat in den Vereinigten Staaten spürbar abgenommen. Und auch wenn die schwüle Wärme Neuenglands dem ganzen Unternehmen zumindest meteorologisch die Atmosphäre eines Treibhauses verleiht, so legt sich doch eine latente Herbstlichkeit über die Szenerie. Die Blütezeit der Theorie, so scheint es, ist ein für alle Mal vorbei. Im langen Nachsommer der Theorie aber ist einstweilen gut sein, lässt sich reden über größere und kleinere Fragen, und wenn dabei nicht jedes Mal gleich das Schicksal der Sprache, der Literatur oder der Menschheit auf dem Spiel steht, so tut das den Debatten nur gut.

Die Rede von der Krise in den Geisteswissenschaften ist in Ithaca nur ein fernes Echo. Die intellektuelle Agilität, jene Mischung aus abgeklärter, pragmatisch gefärbter Gelassenheit, stupider Belesenheit, Aufgeschlossenheit für Neues und weniger Neues, verbunden mit einer finanziellen Ausstattung, die es erlaubt, noch einmal nachzusehen beim allabendlichen Gartenempfang: Dieser Nachsommer, so scheint es, nimmt einstweilen kein Ende, und wer weiß, vielleicht wird einmal ein zweiter Frühling daraus. An der „School of Criticism and Theory“ ist man jedenfalls darauf vorbereitet. KLAUS BIRNSTIEL



Der Kreis ist die Urform des Tanzes: Indianer, mit den Augen des Westens im achtzehnten Jahrhundert gesehen

Fotos Katalog

Indianische Wurzeln des Kaugummis

Pietisten und Lutheraner in der Neuen Welt: Eine Hallenser Ausstellung

Halle – keinesfalls eine Stadt, die sich auf den ersten Blick erschließt – ist immer für eine Überraschung gut. So trifft der ahnunglose Spaziergänger am Saaleufer mitten in der Stadt auf Kolonien von possierlichen „Amerikanern“: Nutrias beziehungsweise Biberratten scheinen sich inzwischen in mitteldeutschen Flusslandschaften pudelwohl zu fühlen und zeigen in ihrer Lebendigkeit jeden Tag aufs Neue, wie austauschbar die Lebensbedingungen dies- und jenseits des Atlantiks geworden sind. Americana sind seit dem achtzehnten Jahrhundert auch Bestandteil der berühmten Kunst- und Naturalienkammer des historischen Waisenhauses.

Eine Wasserpeife der Creek-Indianer, die dank des Sammeleifers der auch nach Nordamerika ausschweifenden Pietisten nach Halle gelangt ist, kann als ältestes Exemplar seiner Gattung in einem europäischen Museum gelten. Selbst in den Vereinigten Staaten eine Rarität, wurde sie schon mehrmals dort hin ausgeliehen. Wunderkammern sind es auch, die den Parcours der von Claus Veltmann und Dorothea Hornemann arrangierten Amerika-Ausstellung der Franckeschen Stiftungen einklammern. Zu Beginn werden im Stile einer Naturalienkammer Früchte, Pflanzen und Tiere aus der Neuen Welt gezeigt, deren Exotik sich für unsere Sinne nicht mehr auf Anhiel erschließt. So stammen sämtliche bei uns gängigen Bohnenarten aus Amerika, ebenso die Kartoffel, Tabak und Tomaten, nicht zu vergessen das vom Truthuhn stammende Putenfleisch.

Die Wunderkammer am Ende der Ausstellung ist im Stile eines Kunstschmuck- oder Supermarktregals konzipiert. An einer Wand sind 240 transparente Plastiktüten befestigt, in denen Massenprodukte des American Way of Life sichtbar ver-

ler Hautfarbe auf. Er ist bekleidet mit einem Fell, trägt Federn im Haar; in der Hand hält er Pfeil und Bogen. Insbesondere der Papagei als Sinnbild des Exotischen fehlt in kaum einer Indianerdarstellung.

In der Ausstellung über Amerika-Bilder seit der frühen Neuzeit wird „vergangene Zukunft“ (Reinhard Koselleck) plastisch vorgeführt. Sie kann gar nicht anders als eurozentristisch sein. Georg Christoph Lichtenbergs Spruch „Der Amerikaner, der den Kolumbus zuerst entdeckte, machte eine böse Entdeckung“ lässt sich kaum an indigenen Quellen verifizieren. Jedenfalls wäre der Blick der uramerikanischen Bevölkerung auf die Europäer wohl kaum durch das Ausstellungsmotto „Freiheit, Fortschritt und Verheißung“ treffend beschrieben. Dennoch weiß die Ausstellung auch mit Objekten zu glänzen, durch die sich die indigene Bevölkerung ungefiltert zu Wort meldet.

So kann man sich von einer der weltweit vier erhaltenen False-Face-Masken erschrecken lassen, die aus einem wurzelnden Baum herausgeschnitten sein mussten. Sie repräsentierte im Wald lebende Dämonen und wurde wie ein Lebewesen mit Maisbrei gefüttert, zudem opferte man ihr Tabak.

Anlass dieser Ausstellung ist der 300. Geburtstag von Heinrich Melchior Mühlenberg, der bis heute als Patriarch der Lutheraner in Pennsylvania großes Ansehen genießt. 1742 war er zur Betreuung der ausgewanderten deutschen Lutheraner von den Franckeschen Stiftungen an die Ostküste Amerikas geschickt worden. Unter dem Motto einer Ecclesia Plantanda, einer zu pflanzenden Kirche, steht daher die kirchliche Aufbaubarkeit in Amerika von deutschen Pietisten – ob nun halleischer oder Herrnhuter Herkunft – im Zentrum der Ausstellung.



Die Helden der Revolution: Zweiter von links (neben George Washington) ist der gebürtige Deutsche Johann Peter Gabriel Mühlenberg.

schlossen sind. Die Flasche Ketchup fehlt so wenig wie Barbie, der Western und die Softwarebeschreibung von Microsoft. In der Wunderkammer des modernen Amerika ist auch ein Kaugummiautomat aufgestellt. Kaum jemand weiß, dass in Kaugummis indianische Geschmacksvorlieben gespeichert sind. Das erste Kaugummi aus der Fabrik war nach indianischem Rezept komponiert – mit Fichtenharz als Grundstoff.

Nicht der gemeinsame Nenner, sondern Utopie und Exotik dominierten das Amerika-Bild im Zeitalter der Entdeckungen, galt der neue Kontinent doch als sagenhafter Hort von Gold, Silber und Edelsteinen. Es kursierten Bilder von monströsen Wesen in lasziven Posen. Oft taucht ein Häuptling mit dunk-

den Hund und spielende Kinder. Diese Abbildung gibt eine Ahnung davon, was es bedeutete, eine auf Prinzipien der Selbstbestimmung fußende Kirchenverfassung von unten aufzubauen. Die freiheitliche Struktur der kirchlichen Basis, die den Pfarrer vollständig vom Gemeindevillen abhängig machte, musste halleischen Pietisten eher befremden.

Halleische Pietisten waren an der Seelsorge der Neusiedler interessiert, aber kaum an Indianermission. Ganz anders die Herrnhuter, die sich intensiv mit der Kultur der eingeborenen Stämme auseinandersetzten. Selbst James Fenimore Cooper sollte für seine Lederstumpf-Erzählungen aus dem ethnologischen Fundus der Berichte Herrnhuter Missionare schöpfen. Während die Hallenser ausgebildete Theologen in die Missionsgebiete entsandt, berief die Brüdergemeine für den Dienst in der „Heidenmission“ einfache Handwerker ohne theologische Vorbildung oder Ordination. Dass die Herrnhuter Pietisten auf dem Feld der Indianermission überaus engagiert war, zeigt allein schon die Überlieferung von stattlichen Ölgemälden, die der Ausstellung zugutekommen. So setzt eines in Lagerfeuerromantik den predigenden David Zeisberger im Angesicht von Indianern theatralisch in Szene.

Zeisberger war ab 1740 unter den Irokesen und Delaware tätig und lebte bis zu seinem Tod eng mit ihnen zusammen. Als ausgezeichnete Kenner der Irokesen- und Delaware-Sprachen verfasste Zeisberger Lehrbücher, die nach wie vor grundlegend für diese Sprachen sind. Die Missionsanstrengungen der Herrnhuter stellen ein zweischneidiges Schwert dar. Diejenigen, die sich am intensivsten mit den Indianern beschäftigt haben, mitunter auch unter ihnen lebten, trugen durch ihre missionarische Zielsetzung entscheidend zur Schwächung von autochthonen Kulturen bei.

Von einer Gratwanderung zwischen Anpassung an die Mehrheitskultur und Pflege von heimatlichen Traditionen kann man bei den Uramerikanern kaum sprechen. Zu brutal wurden sie in ihren Lebensbedingungen und Entfaltungsmöglichkeiten eingeschränkt. Die Einwanderer standen hingegen vor dem – deutlich geringfügigeren – Problem, ihre kollektive Identität neu zu justieren. Schon die Söhne Mühlenbergs machten als überzeugte Amerikaner Karriere, einer von ihnen war der erste Sprecher des Repräsentantenhauses und unterzeichnete als Erster die Bill of Rights, der andere stieg zum General der Unabhängigkeitsarmee auf. Heutzutage werden sich deutschstämmige Amerikaner, die sich so stark wie keine andere Volksgruppe assimiliert haben, verstärkt ihrer Wurzeln bewusst. In der Ausstellung hängt auch ein aktuelles Schreiben des Kongressabgeordneten Jim Gerlach an Thomas Müller-Bahlke, den Direktor der Franckeschen Stiftungen. Darin weiß er zu berichten, dass sich im Repräsentantenhaus informell eine überparteiliche dreizehnköpfige Gruppe von deutschstämmigen Abgeordneten gebildet habe, die sich vorgenommen hat, ihr nationales Erbe künftig sichtbar in der Öffentlichkeit zur Geltung zu bringen. Dazu passen die Bestrebungen der Franckeschen Stiftungen, die aus dieser Jahresausstellung auch eine englischsprachige Wandversion erstellt hat, die schon seit Februar durch die Vereinigten Staaten tourt und derzeit in der Regierungszentrale, in Washington D.C., im Museum der German Heritage Foundation, Station macht. STEFAN LAUBE

Freiheit, Fortschritt und Verheißung. Blickwechsel zwischen Europa und Nordamerika seit der frühen Neuzeit. Franckesche Stiftungen Halle bis zum 3. Oktober. Der mit brillanten Abbildungen und gehaltenen wissenschaftlichen Beiträgen versehene Katalog kostet 27 Euro.

Wider die Übervorsicht

Neurokritik

Eine Verschärfung des Tons gegenüber den Stilisierungen und Übertreibungen der Neurowissenschaften kündigt sich in der Philosophie an. Der Berliner Philosoph Jan Slaby, einer der Initiatoren des Projektverbunds „Kritische Neurowissenschaft“ (www.critical-neuroscience.org), warnt seine Disziplin davor, in der Auseinandersetzung mit Hirnforschern „in übervorsichtiger Professionalisierung zu erstarren. Ein übersteigertes akademisch-redliches Streben nach Differenziertheit träte nicht zum ersten Mal als Feind der kritischen Einsicht und des nötigen Veränderungsdrucks auf“ („Perspektiven einer kritischen Philosophie der Neurowissenschaften“, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Jg. 59, Heft 3. Akademie Verlag, Berlin 2011).

Dass dies nicht etwa als Aufruf zu wissenschaftlicher Unredlichkeit missverstanden werden kann, stellt der Autor sogleich klar. Keinesfalls dürfe es den philosophischen Kritikern an neurowissenschaftlichen Darstellungen darum gehen, „dem marktschreierischen Enthusiasmus der Popularisierer einen spiegelbildlichen Alarmsismus der ethisch Besorgten entgegenzusetzen“. Ein solcher Diskurs hätte nur die Verstärkung des zweifelhaften Eindrucks zur Folge, dass eine tiefgreifende wissenschaftliche und gesellschaftliche „Neuro-Revolution“ bevorstehe – und laufe auf eine unfreiwillige Werbekampagne für die kritisierten Slogans hinaus. Interessant in diesem Zusammenhang der Hinweis Slabys, dass manche der aktuellen Debatten zur „Neuroethik“ auf „Ablenkungsmanöver“ der Hirnforschung hinauslaufen: „Phantomdebatten, etwa über (unwahrscheinliche) Radikalformen von Neuro-Enhancement, lenken von den eigentlich problematischen strukturellen Entwicklungen geschickt ab.“

Nein, nicht einem wissenschaftlich verbrämten Pamphletismus redet Slaby das Wort, wenn er strategische Überlegungen für eine wirksame philosophische Kritik der Neurowissenschaften anstellt. Er wirbt vielmehr um die Bereitschaft, sich verstärkt den großen methodischen Linien und kulturellen Prämissen der als Leitwissenschaft auftretenden Hirnforschung zuzuwenden. Den Philosophen sollte es vermehrt darum gehen, die breiteren Horizonte freizulegen, in welche die neurowissenschaftlichen Denkstile und Praxisformen eingebettet sind: „Welche für selbstverständlich gehaltenen Vorgaben gehen auf diesem Wege in die Gegenstandskonstitution, die Erklärungsmuster, die Interpretationen von Versuchsergebnissen, die sinnstiftenden back stories ein? Welches Verständnis des Menschen, des Lebens, der Gesellschaft, der Wissenschaft liegt dem neurowissenschaftlichen Gegenstandsverständnis zugrunde; welche impliziten Zielvorgaben sind für die Forschung und ihre projektierten Anwendungen leitend?“ Vor solchen genuin philosophischen und wissenschaftstheoretischen Fragen muss sich eine Hirnforschung ausweisen, wenn sie die Bedeutung für das Selbstverständnis des Menschen nicht nur behaupten, sondern begründen möchte. Insofern versteht sich Slabys neurokritischer Zugriff auch nicht als philosophische Abgrenzung, sondern als Angebot einer vertieften, auf die anthropologischen Maßstäbe der Hirnforschung gerichteten Auseinandersetzung.

Ein kritisches Augenmerk gilt dabei dem „Verheißungscharakter“ der Neurowissenschaften: „Bahnbrechende Resultate“ werden unter Verweis auf die zwar bereits sehr fortschrittliche, aber noch nicht voll ausgereifte Technologie stets für eine nicht mehr ganz so ferne Zukunft in Aussicht gestellt. Das beflügelt futuristische Phantasien und setzt „spektakulär das ‚ganz Andere‘ der ewig-mühsamen Deutungsroutinen der hermeneutischen Geisteswissenschaften in Szene“. So kommt es zu der Erwartung, Messdaten und Abbildungen könnten an die Stelle rivalisierender Erzählungen und Interpretationen treten, die zur Deutung der menschlichen Natur aufgerufen werden.

Für Slaby eine irriige Erwartung. Denn die Stilisierung der Hirnforschung zur Leitdisziplin übersieht eine Reihe unzureichender Voraussetzungen. Etwa, „dass die Neurowissenschaften selbst von Grund auf in die Spannungsfelder mannigfacher Diskurse und kultureller Praktiken eingelassen sind, dass ihre bisherigen provisorischen Resultate hochumstritten sind, dass oft mit gleich guten Belegen und Argumenten von verschiedenen Vertretern exakt gegenteilige Positionen vertreten werden“. Slaby macht schließlich auf das „immense Ausmaß“ aufmerksam, in welchem die aktuelle Hirnforschung dann doch Hypothesen aus dem neunzehnten Jahrhundert fort schreibt: „Ein weltanschaulich ausgebreiteter Evolutionismus als universales Deutungsmuster; das triumphale Verkünden eines freiheitsverhindernden Determinismus; plumpe Argumentationsfiguren zum Geist-Materie-Verhältnis; Typisierungen von Menschen anhand normaler oder abnormaler physiologischer Strukturen und dergleichen mehr“.

Steht man recht, zeigt sich die Philosophie bei diesem forschen neuro-kritischen Programm auf der Höhe ihrer Möglichkeiten. CHRISTIAN GEYER